

# Schlimmer geht immer

Ausgewählt von  
Shelagh Armit

Diogenes

Nachweis am Schluss des Bandes  
Covermotiv: © Diogenes Verlag unter Verwendung  
einer Illustration von Vectorportal.com

Originalausgabe  
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten  
Copyright © 2020  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
80/20/36/1  
ISBN 978 3 257 24565 3

## Inhalt

- Graham Swift  
*Glück im Unglück* 7
- Jojo Moyes  
*Der Wunschzettel* 18
- Marie-Sabine Roger  
*Murphys Gesetz* 29
- George Watsky  
*Blutgruppe* 40
- Lucia Berlin  
*Carpe Diem* 59
- Jutta Profijt  
*Der Weg ist das Ziel* 65
- Roald Dahl  
*Lammkeule* 82
- Dora Heldt  
*Reiseallergie* 97
- Jörg Fauser  
*Die Hand des Todes* 121

- Joey Goebel  
*Es wird alles schlecht werden* 126
- Jean-Paul Didierlaurent  
*Macadam* 158
- Friedrich Gerstäcker  
*Pech!* 167
- Martin Suter  
*Lobsigers Schicksalsabend* 175
- Zoë Jenny  
*Auf der Heimfahrt* 182
- Patricia Highsmith  
*Zum Versager geboren* 191
- Stefan Schwarz  
*Urlaub mit Bauarbeitern* 214
- David Sedaris  
*Sachte, Tiger* 219
- Tove Jansson  
*Fremde Stadt* 229
- Leonardo Padura  
*Neun Nächte mit Violeta* 239
- Nachweis* 263



JOEY GOEBEL

## Es wird alles schlecht werden

Schon lange vor ihren Zusammenbrüchen hielt man in Moberly, Kentucky, Elena und Paul Bockelman für ein tragisches Paar, auch wenn man es natürlich rührend fand, wie sie zusammenhielten. Mutter und Sohn ließen sich nur selten blicken: Elena vielleicht einmal pro Woche, wenn sie sich bei Wal-Mart mit Lebensmitteln eindeckte. Wenn man in den Berneray Estates wohnte, der ältesten und in grauer Vorzeit besten Trabantenstadt Moberlys, sah man unweigerlich Paul auf dem Rasen vor dem Haus Zigaretten rauchen. Ältere Anwohner fuhren vorbei und sagten: »Dieser Bursche sieht immer so nobel aus«, weil er das Haus nie ohne schwarze Hose und das weiße Anzugshemd verließ und sein schwarzer Schopf immer zu einer Tolle gekämmt war, als wolle er irgendwo auftreten. Einige der Älteren verglichen ihn mit dem jungen Roy Orbison, nur ohne die Brille. Aufmerksame Beobachter sagten manchmal Dinge wie: »Er sieht immer aus, als sei er auf der Suche nach etwas«, und damit lagen sie nicht falsch. Manchmal schaute Paul sogar erwartungsvoll in den Himmel.

Elena in ihrem schwarzen Kimono und mit den grauen, mit Klammern zusammengesteckten Haaren blieb meist im Haus. Die Leute hatten immer gesagt, die Frau erinnere sie an Liz Taylor. Sie ging nie ungeschminkt und ohne Schmuck

aus dem Haus und sah dann tatsächlich gut zwanzig Jahre jünger aus. Meist blieb sie jedoch in ihren vier Wänden und verkroch sich mit einer Zeitschrift in eine Wohnzimmer-ecke – ihre eigene private Ecke der Welt, wo sie sich ihren Schuldgefühlen hingab, weil sie glaubte, ihr Sohn habe ihre schwachen Nerven geerbt, so wie sie sich auch schuldig fühlte, weil er wie sie herzkrank war, Diabetes hatte und an chronischer Schlaflosigkeit litt.

Paul hatte ebenfalls Schuldgefühle, weil er glaubte, er sei die Ursache für den Zustand seiner Mutter, wegen der kumulativen Wirkung seines ständigen Versagens. Und so saßen der Sohn mittleren Alters und seine bejahrte Mutter herum und hatten wegen des Zustands des jeweils anderen Schuldgefühle, während sie an Beistelltischchen ihre Mahlzeiten einnahmen und sich über »das Rite-Aid-Mädchen« unterhielten, wie sie es nannten, jene quirilige junge Apothekenhelferin, an die sie während ihrer langen Genesungszeit alle beide so gern dachten.

Achtzehn Jahre vor ihren Nervenzusammenbrüchen hatte sich an dem Abend, als Paul seinen Masterabschluss in Musik erhalten sollte, die Welt in einem einzigen Moment entschieden gegen Paul und Elena Bockelman gewandt. Weil im Umkreis von dreihundert Kilometern um Moberly solche Abschlüsse nicht angeboten wurden, musste Paul auf die Universität von Kentucky gehen, dieselbe Uni, auf der schon seine Eltern studiert hatten – seine Mom Sozialarbeit, sein Dad Finanzwesen. Paul und seine Eltern fuhren in verschiedenen Autos zu der Abschlussfeier. Pauls Dad nahm seinen eigenen Wagen, weil er immer gern die Spitze

übernahm, während sein Sohn mit Elena als Beifahrerin hinter ihm herfuhr. Ein Betrunkener überfuhr eine rote Ampel und raste in den Wagen von Pauls Dad. Paul und seine Mom, die unmittelbar dahinter fuhren, mussten mit ansehen, wie der Vater und Ehemann vor ihren Augen getötet wurde.

In den folgenden Jahren fügte sich nichts zum Guten. Elena verfiel in eine Art Duldungsstarre und schottete sich in einer Welt aus Kabelfernsehen (CNN, AMC) und Zeitschriften (*Woman's World*, *Star*) ab. Wenn sie angerufen wurde, rief sie nicht mehr zurück, worauf ihre Freunde und Verwandten sie irgendwann abschrieben; allerdings war der größte Teil ihrer Familie ohnehin entweder tot oder längst nach Florida verzogen. Sie hatte zwar eine Nichte, die gelegentlich mal nach ihr sah, doch diese Nichte hatte ihre eigenen Probleme. Kein Antidepressivum kam gegen Elenas oder Pauls Trauer an, auch wenn beide weiterhin Antidepressiva nahmen. »Aber Paul, Schatz, wir wissen ja nicht, wie viel schlimmer es uns *ohne* sie gehen würde.«

Ein paar Jahre nach dem Tod seines Vaters ermutigte Paul seine Mutter, sich wieder mit Männern zu verabreden, doch sie weigerte sich. Ihr Mann war nicht zu ersetzen. Mit ihrer Gesundheit ging es bergab. Sie bekam nun regelmäßiger Brustschmerzen und Herzrasen, unternahm aber nichts dagegen.

Ursprünglich hatte Paul für die Zeit nach seinem Abschluss geplant, dorthin zu gehen, wo die Arbeit war – egal, wo im Lande –, um seinem Traum zu folgen, seinen Lebensunterhalt als Jazzpianist zu verdienen, doch er ertrug die Vorstellung nicht, seine verwitwete Mutter alleinzulass-

sen. Und so verließ er das elterliche Nest nicht. Er hörte auf zu musizieren und stellte sich ohne große Gegenwehr darauf ein, in Moberly zu sterben.

Die Stadt wurde seine Krankheit.

Anschließend machten die schwungvollen und neonbunten 1980er-Jahre Paul klar, dass er erstens im Erwerbsleben praktisch unbrauchbar und zweitens nicht liebenswert war. Selbst Vorstellungsgespräche für die niedrigsten Tätigkeiten führten zu Formbriefen mit gleichgültigen Absagen. Große romantische Gesten brachten gar nichts.

Das Leben schleppte sich dahin. Elena ging kurzerhand in Rente. Paul fand nur eine längerfristige Beschäftigung als Hotelrezeptionist, in der Nachtschicht des Ramada Inn am Highway 71. Dort lernte er 1990 die liebe, aber schwierige Frau kennen, mit der er dann eine vierjährige Ehe führte.

Sie war Sängerin. Als der Geschäftsführer des Ramada Inn erfuhr, dass Paul ein versierter Pianist war (was er, wenn überhaupt, nur selten erwähnte), brachte er ihn mit der hübschen Pam zusammen und ließ die beiden an zwei Abenden pro Woche in der Hotelbar auftreten. Zunächst weigerte sich Paul, bis Pam eines Abends zu ihm an die Rezeption kam und er sich in sie verliebte, denn sie hatte Pep und Anmut, zwei Eigenschaften, mit denen er nicht einmal ansatzweise aufwarten konnte.

Ihre Auftritte waren nicht gerade gut besucht, und nach einem halben Jahr ersetzte man sie durch eine Karaoke-Maschine. Doch Paul hatte seinen Spaß, auch wenn er statt seines geliebten Jazz Hits wie »Eternal Flame« spielen musste. Er ließ Jahre unterdrückter Musik aus seinem Körper strö-

men, und Pam fand seine Musik anziehend. Er spielte so gut, dass er dabei sogar schön wirkte.

Erstaunlicherweise liebte Pam Paul so sehr, dass sie einverstanden war, nach ihrer Heirat zu ihm ins Haus seiner Mom zu ziehen. Die ersten beiden Jahre funktionierte dieses Arrangement reibungslos. Das Haus war voller Musik. Jeden Abend spielte Paul auf dem Klavier seines Vaters und sang mit Pam, oft einigten sie sich auf Songs von Billy Joel. Sie luden sogar Freunde ein, überwiegend die von Pam, doch auch Pauls einzigen Freund, seinen Cousin, mit dem zusammen er als Kind auf Fahrrädern die ganzen Berneray Estates unsicher gemacht hatte. Alle diese Freunde mochten Pauls Mom wegen ihrer aufrichtigen Gastfreundschaft – »Hier. Ich mixe dir gern einen Cocktail.«

Geld wurde zum Problem. (»Ganz ehrlich, Pam, manchmal glaube ich, du sitzt bloß rum und überlegst dir, wie du mein Geld ausgeben kannst.«) Die Spannungen wurden noch dadurch verstärkt, dass ihre Wohnsituation vorübergehend sein sollte, Paul aber nicht wusste, wie sie es sich leisten konnten, aus dem Haus seiner Mutter auszuziehen, was er auch gar nicht wollte. Nach und nach traten an die Stelle der Musik im Haus der Bockelmans Beschimpfungen und der Krach, der entsteht, wenn mittelgroße Gegenstände auf Wände treffen (Kaffeekannen, gebundene Bücher). Das ging so weit, dass Elena in ihrem Zimmer blieb.

Das unglückliche Paar wartete mit der Trennung, bis das Haus zu einer brodelnden Brutstätte der Gehässigkeit wurde. Sofort nach ihrer Trennung ließ Pam sich mit Pauls Cousin ein, dem Neffen seines Vaters.

Paul hörte wieder auf zu musizieren. Wenn er sich zum

Spielen hinsetzte, fühlten sich seine Hände auf den Tasten mechanisch an, und sein Herz empfand rein gar nichts.

Besucher kamen keine mehr.

Nicht lange nach der Scheidung gewöhnte sich Paul das Zigarettenrauchen an. Seine Mom war entsetzt, wenn sie aus dem Wohnzimmerfenster schaute und sah, wie der Rauch von dem großen, schlanken Umriss ihres Sohnes aufstieg. Er machte einen düsteren Eindruck.

»Hast du gesehen, was ich da draußen gemacht habe?«, fragte er, als er das Wohnzimmer betrat, das vollgestopft war mit edlen Glasteilen, die Elena auf dem Antikmarkt von Moberly gekauft hatte.

»Nun, ja. Ich wollte aber nichts sagen.«

»Ich habe nicht gern Geheimnisse. Ich rauche jetzt.«

»Wie lange bist du schon Raucher?«

»Seit etwa zehn Minuten.«

»Warum fängst du plötzlich an zu rauchen?«

»Dad hat geraucht.«

»Und?«

»Also, Mom, das gibt zwar keiner von uns gern zu, aber ich *bin* ein erwachsener Mann.«

»Ich will mich nicht mit dir streiten. Du kannst rauchen, bis du im Gesicht blau anläufst, Schatz. Aber natürlich bin ich neugierig, warum du dich mit vierzig plötzlich entscheidest, mit dem Rauchen anzufangen.«

»Weil ich mich dauernd so schrecklich fühle und jetzt gerade alles versuchen würde, damit ich mich besser fühle. Auch wenn es nur eine Minute anhält. Auch wenn es mich umbringt.«

»Es *wird* dich umbringen.«

»Ich *weiß*. Das weiß ich.«

»Jede Zigarette bringt dich dem Tod näher.«

»Dessen bin ich mir durchaus bewusst, Mutter.«

Paul wandte sich ab und roch an seinen Fingerspitzen. Elena schloss die Augen, legte den Kopf in den Nacken und atmete tief durch.

»Rauch bitte nur nie im Haus.«

»Ich kann mich gerade noch beherrschen.«

Er hatte das Gefühl, sich seinen Entschluss zu rauchen von einem älteren Erwachsenen genehmigen lassen zu müssen. Er verspürte plötzlich den Drang, auf eine der Antiquitäten im Wohnzimmer einzuschlagen. Doch er tat es nicht. Dann blickte er in das Nebenzimmer auf das Klavier, an dem er, seine Frau und sein Cousin so oft gesungen hatten. Am liebsten hätte er die Tasten rausgerissen. Doch er musste es weiter vor sich hin gammeln lassen. Er hatte so viele Jahre damit verbracht, alles vor sich hin gammeln zu lassen. Genau wie seine Mutter.

»Sieh mal«, sagte Paul. »Es gibt noch einen Grund, warum ich das mache. Weißt du noch, wie wir uns gefragt haben, ob schon vor unserer Trennung zwischen Pam und Brock etwas im Gange war?«

»Ja.«

»Nun, jedes Mal, wenn er vorbeikam – also, bestimmt ist es dir aufgefallen. Er ging drei- oder viermal raus, um zu rauchen, und fast jedes Mal ging Pam mit ihm raus und rauchte auch.«

»Oh, das habe ich bemerkt. Ich war es wirklich leid, dass sie wieder reinkamen und nach Rauch stanken.«

»Das tut mir leid. Aber natürlich habe ich *nicht* geraucht, trotzdem, ich bin mit ihnen rausgegangen und habe mich unterhalten, bis ich es irgendwann leid war, draußen in der Hitze oder Kälte zu stehen, ihren Qualm einzuatmen, bis ich schließlich einfach im Haus blieb, wenn sie rausgingen. Jedenfalls glaube ich, dass sich zwischen ihnen allmählich bei all den Zigaretten etwas entspannt. Ich glaube, damit fing es an.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Jedenfalls fiel mir kürzlich auf, dass das nicht neu ist. Mein Leben lang habe ich mit angesehen, wie alle um mich herum einander durch Rauchen näherkamen. Als würden sie die Pausentaste des Lebens drücken, rausgehen und ganz plötzlich reden können – das heißt, *richtig* reden. Sich auf den Augenblick konzentrieren, ohne jede Ablenkung wie das Fernsehprogramm. Und das ist mir entgangen, weil du mir eingimpft hast, nicht zu rauchen.«

»Bei deinen gesundheitlichen Problemen wäre ich eine *Rabenmutter* gewesen, wenn ich dir das nicht eingimpft hätte.«

»Nein. Ich mache dir keinen Vorwurf. Du hattest recht. Und doch ... Vielleicht hilft es mir dabei, jemanden kennenzulernen. Statt dauernd im Haus zu bleiben, verstehst du? Es ist ein Vorwand, um rauszugehen.«

»Schatz, wenn du glaubst, dass es dir dabei hilft, jemanden kennenzulernen, dann tu, was immer du für nötig hältst. Von mir wirst du kein Wort hören. Mach es nur nicht in meiner Gegenwart.«

»Versprochen. He, ich wollte dich fragen, welche Zigarettenmarke Daddy geraucht hat.«

»Salem-Mentholzigaretten. Die riechen nicht so schlimm. Ich habe ihm deswegen oft ins Gewissen geredet. Früher rauchte er die Sorte, die so stark und schrecklich roch, aber irgendwann brachte ich ihn dazu, auf etwas Milderes umzusteigen.«

»Was hat er vor den Salems geraucht?«

»Weiß ich nicht mehr. Warum nimmst du nicht einfach auch Salems?«

»Na schön.«

Nicht lange nach Pauls Scheidung bekam Elena so häufig Brustschmerzen, dass Paul sie eines Tages in die Notaufnahme des Moberly Baptist Hospital fahren musste. Schwestern brachten sie in ein Zimmer, wo sich über eine Stunde lang niemand um sie kümmerte. Im Verlauf dieser Stunde führten ihre Brustschmerzen dazu, dass Elena ihr Bett einnässte. Paul eilte ins Schwesternzimmer, erklärte, was passiert war, und fragte dann, ob seine Mom frische Bettwäsche bekäme oder in ein neues Bett verlegt werden würde.

Eine weitere halbe Stunde verging, ohne dass sich jemand um Elena kümmerte. Pauls stille Wut ging in ein Crescendo über; er würde nicht tatenlos dasitzen und seiner Mutter beim Sterben zusehen.

»Ich habe versucht, höflich zu Ihnen zu sein, merke aber, dass Sie darauf nicht angemessen reagieren. Also werde ich mein Anliegen jetzt so formulieren, dass Sie es verstehen. Da drin liegt meine Mutter. Sie hat mir hier in diesem Krankenhaus das Leben geschenkt. Jetzt liegt sie da in einer Pfütze ihrer eigenen Pisse. Wir sind seit fast zwei Stunden hier. Gehen Sie bitte da rein, und helfen Sie dieser Frau.«

Die junge Schwester folgte Paul in das Krankenzimmer seiner Mutter, wobei sie sich permanent beklagte, dieses Zimmer gehöre nicht zu ihrem Arbeitsbereich. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Paul und ihr, sie auf einer Seite des Bettes, Paul auf der anderen, seine Mutter bleich und verschwitzt dazwischen. Paul brüllte die Schwester mit »Arschgesicht« an. Die Schwester ließ ihn von der Security aus dem Gebäude bringen. Elena rief: »Nein! Nicht! Er ist ein guter Junge!«

Niemand war bei Elena, als der Herzinfarkt kam.

Weil man leicht argumentieren konnte, die Szene habe ihren Zustand verschlimmert, reichte Elena gegen Moberly Baptist Klage ein. Ein Jahr später stimmte das Krankenhaus einem außergerichtlichen Vergleich zu, doch der Stress des Rechtsstreits trug zu ihrem Nervenzusammenbruch bei. Schon lange vor ihrem Weinanfall im Wal-Mart waren die Zeichen unübersehbar. Sie hatte gar keinen Appetit mehr, sagte, jedes Geräusch sei so laut, dass es ihr »durch Mark und Bein« gehe, und sie hatte solche Angst davor, das Bett zu verlassen, dass sie sogar Paul bat, sich neben sie zu legen und ihre Hand zu halten.

Was seinen eigenen Zusammenbruch anging, so glaubte Paul, der habe schon sein Leben lang auf ihn gewartet, und als er erlebte, wie seine Mutter einen hatte, schien ihm das endlich zu gestatten, sich dem Druck zu beugen. Er war nicht mehr in der Lage, das zu haben, was man gemeinhin einen guten Tag nennt. Dann kam ein Zwischenfall im Ramada Inn, bei dem er zu einem zornigen Gast in aller Ruhe sagte: »Wenn Sie es nicht schaffen, nett zu mir zu sein, werde ich Sie auf dem Parkplatz mit meinem Chrys-

ler überfahren. Dann zerplatzen Ihre Organe unter meinen Reifen, und ich lache dabei.«

Einen Monat nach dem Zusammenbruch seiner Mutter, Paul war inzwischen einundvierzig, bekam er bei der Arbeit plötzlich grundlos Angst. Es fiel ihm schwer, Eingaben am Computer durchzuführen, die er schon Hunderte Male gemacht hatte. Sein Selbstvertrauen verließ ihn so gründlich, dass er jedes Mal in Panik verfiel, wenn er hörte, wie sich im Eingangsbereich die Automattüren öffneten. Als er schließlich eines Nachts nicht schlafen konnte, stolperte er in die Küche. Elena fand ihn um vier Uhr morgens am Küchentisch sitzend, erstarrt, mit verzweifelter Miene, nachdem er sämtliche Schranktüren und Schubladen aufgerissen hatte. »... *weiß* es einfach nicht. *Weiß* nicht, warum. Sei *still!* Tut mir leid, dass ich dir gesagt habe, du sollst still sein.«

Das konnte er weder seiner Mutter noch seiner Psychiaterin oder seinem Therapeuten erklären. Er gestand sich ein, dass sein Verstand eine Art geheimnisvolle Niederlage erlitten hatte und dass er, Paul, jetzt Ruhe brauchte. Widerwillig nahm er das Angebot seiner Mutter an, sie beide mit dem Geld aus ihrem Vergleich mit dem Krankenhaus durchzubringen.

Von nun an verließen Elena und Paul das Haus fast nur noch zu ihren Arztterminen. Mit siebenundsiebzig fühlte sich Elena am Steuer immer noch fit, doch Paul bestand darauf, sie zu ihren Terminen zu fahren, und betonte, das sei das mindeste, was er für sie tun könne, wenn man bedenke, was sie alles für ihn tue.

Wenn sie nicht zu einem ihrer Arzttermine fahren, suchten sie die Rite-Aid-Apotheke in der Rain Street auf.

Elena glaubte, Paul habe bei dem Rite-Aid-Mädchen eine Chance, obwohl sie neun Jahre jünger als Paul war und besser aussah als er, dessen Kiefer nicht besonders ausgeprägt, dessen Gesicht nicht klassisch schön war und der den unsicheren Blick eines Menschen hatte, der sich ohne Ende Sorgen macht. Elena brach unter der grellen Beleuchtung der Apothekenfiliale als Erste das Eis bei Jillian. Sie hatte soeben miterlebt, wie sie sich um einen jungen Mann mit Lockenkopf kümmerte, dem das Lithium ausgegangen war.

»Mein Sohn und ich kommen seit Jahren hierher, und für mich sind Sie die beste Fachverkäuferin, die sie hier je hatten. Sie sind ein ausgesprochen liebenswerter Mensch.«

Mit ihrem brünetten Bubikopf mit Fransen ähnelte Jillian der Schauspielerin Phoebe Cates aus den Achtzigern. Sie war klein und niedlich und lächelte ständig, auch wenn ihrem Lächeln eine Spur Nervosität anhaftete, als wisse sie nicht, was sie sonst mit ihrem Mund tun sollte. Dennoch, nervös oder nicht, sie war von mädchenhafter Quirligkeit, wenn sie in dem kleinen Bereich hinter dem Tresen herumhuschte, im Computer nachschaute und nach den Tüten mit den orangen Arzneifläschchen griff.

»Oh, danke sehr! Das bezweifle ich aber. Oft genug habe ich das Gefühl, gar nicht zu wissen, was ich mache.«

»Das hätte mein Sohn auch so gesagt. Er kommt hier ständig her. Paul Bockelman?«

»Na klar. Der sich immer so elegant kleidet, stimmt's?«

»Aber ja! Ich muss ihm unbedingt erzählen, dass Sie das gesagt haben. Er ist zurzeit arbeitslos, darum kleidet er sich immer flott, um ... Er nennt es, den äußeren Schein wahren.«

Das ging auf den Vorschlag von Pauls Therapeutin zurück, sich trotz seiner Arbeitslosigkeit weiterhin schick zu kleiden, weil sie wollte, dass er alles unternahm, um seine Selbstachtung zu steigern.

»Es wäre ihm peinlich, wenn er wüsste, dass ich Ihnen das sage«, fuhr Elena fort, »aber er war ein Ausnahmetalent am Klavier. Ich meine, er *ist* ein Ausnahmetalent am Klavier. Mit sechs hat er schon Duke Ellington gespielt. Als Jugendlicher ist er in der Carnegie Hall aufgetreten.«

»Das ist erstaunlich. Ich spiele auch Klavier, aber nicht so gut.«

»Singen Sie?«

»Ich *kann* singen. Auf der Highschool war ich im Chor.«

»Liebes, dürfte ich Sie um Ihren Nachnamen bitten?«

»Na klar.«

»Und wenn wir schon mal dabei sind, auch noch um den Mädchennamen Ihrer Mutter.«

Dank ihrer profunden historischen Kenntnisse über Moberlys Familien berichtete Elena Paul aufgeregt, aus welchem gutem Elternhaus Jillian kam. »... ihre Großtante wäre also Ruby Lowder, die mit *deiner* Tante Iona zur Schule ging. Ach, es gibt so viele Verbindungen zwischen uns und ihr!«

Paul entmutigte seine Mom nur ungern; es war nett, sie lächeln zu sehen. Er fand, die meisten Menschen seien attraktiver, wenn sie die Stirn runzelten, aber nicht seine Mom.

»Und ihr Cousin wäre dann dieser Winston Herman – du weißt schon, den sie in der Stadt den Einsiedler nennen? Aber auch er stammte aus einer guten Familie. Ich kannte ihn, als er noch klein war. Und dann ist er –«

»Mutter, es tut mir leid, aber hörst du bitte auf damit? Wie könnte ich eine Zukunft mit jemandem haben, der weiß, was für einen Medikamentencocktail ich einnehme?«

»Das wird sie nicht stören. Wahrscheinlich nimmt sie die Hälfte davon selbst auch.«

»Eine dieser Arzneien wird als Antipsychotikum eingestuft. Sie weiß also, dass ich bekloppt bin.«

»Sei still. Du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn du dich so nennst.«

»Na, schließlich *hatte* ich einen Nervenzusammenbruch.«

»Davon bin ich nicht überzeugt. Ich glaube, was dir passiert ist, rührte daher, dass dir zu lange nichts Gutes widerfahren ist.«

Paul stöhnte auf.

»Erzähl ihr nicht, dass du einen Nervenzusammenbruch hattest. Und was die Medikamente betrifft, wenigstens weiß sie so schon *zu Beginn* der Beziehung, dass du ... ich meine, wenn sie dich dennoch akzeptiert, obwohl sie über all deine Arzneien Bescheid weiß, dann wissen wir, dass sie die Richtige für dich ist. Jetzt ... müssen wir einige Dinge vorausplanen. Wann musst du wieder ein Rezept einlösen?«

Während der stundenlangen Wartezeit in Arztpraxen, bis ihre Namen aufgerufen wurden, nach all den Nebenwirkungen und Weinkrämpfen bestand nun immerhin die leise Hoffnung, dass der Kosmos endlich ein Einsehen hatte und zuließ, dass in dieser Zeit verstreuter Papiertaschentücher und allgemeinen Verfalls etwas Neues geschah. Elena hätte den ganzen Tag von Jillian erzählt, wenn Paul das zugelas-

sen hätte. Was Paul anging, so gaben ihm die Gedanken an diese Frau viel mehr Auftrieb als die kleinen Pillen, die sie beruflich verteilte.

Während ihrer Genesungszeit hatten Mutter und Sohn bis zwölf Uhr mittags geschlafen, dann in ihren identischen Fernsehsesseln gesessen und schweigend bis eins CNN gesehen, weil keiner von beiden die Kraft hatte zu reden. Paul sah sich an, wie die putzmunteren Journalisten über Bill Clinton und Bob Dole sprachen, und staunte: Wie schafften die das? Wie konnten sie jeden Morgen aufstehen, sich vor eine Kamera setzen und so intelligente Sachen sagen? Seine eigenen Gedanken waren so unzusammenhängend – er fühlte sich schon gut, wenn er es schaffte, einen Satz zu beenden. Wie konnten sie funktionieren, während alle Augen auf ihnen ruhten, und nicht durchdrehen? Wie funktionierte *überhaupt* jemand? Wie hatte er sich je vor ein Publikum setzen und Klavier spielen können? *Wer war* dieser Typ? Wie konnten Menschen jeden Morgen aufstehen und zur Arbeit gehen? *Wer waren* diese Leute? Ach, wie sehr er sie bewunderte, diese arbeitende Bevölkerung. Er vergötterte sie sogar, so groß waren seine Bewunderung und seine Ehrfurcht.

Wenigstens konnten Elena und Paul zeitgleich das Leben im Krankenbett erleben. Gemeinsam ließen sie das Frühstück ausfallen und das Mittagessen gemeinsam über sich ergehen. Elena musste oft würgen. Gewöhnlich hielten beide am mittleren oder späten Nachmittag ein Nickerchen. Tagsüber ging Paul immer zum Rauchen nach draußen, und ein paarmal in der Woche, gegen vier Uhr nachmittags, hörte er die Band des jungen Birkhall spielen. Die Birkhalls

wohnten zwei Häuser weiter, und die Mutter des Jungen hatte Elena aufgefordert, es sie wissen zu lassen, falls es mal zu laut würde. Es *war* ziemlich laut, doch Paul freute sich mittlerweile auf die Nachmittage, an denen die Band übte. Er erkannte inzwischen sogar die verschiedenen Stücke und hatte ein paar Lieblingssongs. Er hatte mit dem Jungen nicht gesprochen, seit der ein kleines Kind war, doch falls sich die Gelegenheit ergeben sollte, wüsste er, was er sagen würde: Spiel ruhig weiter, Junge, und lass dich von keinem davon abhalten.

Am frühen Abend zwang Paul sich zu seinem täglichen Spaziergang durch seine Wohngegend, manchmal eine Rauchfahne hinter sich herziehend. Elena konnte keine Spaziergänge unternehmen, brachte aber meist genug Energie auf, um Mittagessen zu kochen (Schweinekoteletts, Teriyaki-Steak). Abends sahen sie sich an, was gerade im Fernsehen lief. *Frasier* war eine ihrer Lieblingsserien.

Keiner von beiden fühlte sich vor neun oder zehn Uhr abends so richtig munter. Manchmal sahen sie sich gemeinsam David Lettermans Talkshow an, manchmal jeder in seinem eigenen Zimmer. Wenn Dave fertig war, lasen beide oder sahen bis ein oder zwei Uhr nachts fern, in der Hoffnung, vor vier Uhr früh einzuschlafen. Wenn Elena nicht schlafen konnte, dachte sie daran, wie ihr Mann in demselben Zimmer geschlafen hatte, und manchmal dachte sie an die Stelle, wo Paul wohl gezeugt worden war. Paul schlief in dem Zimmer, wo er schon immer geschlafen hatte. Wenn er nicht schlafen konnte, dachte er darüber nach, dass sich nie etwas änderte, denn wie schon als Jugendlicher starrte er an die Decke, zeichnete mit den Händen Klavierakkorde

in die Luft und stellte sich für ihn unerreichbare Frauen vor. Er vermutete, dass Jillian in diese Rubrik gehörte.

Während all dieser Tristesse hatte sich Paul um Jillian bemüht. Er präsentierte sich als spöttischer Außenseiter – »Sie sind nicht aus Moberly, stimmt's? Sie haben nämlich nicht diesen dümmlichen Blick« – und fand heraus, wie er ihr Informationen entlocken konnte, ohne zudringlich zu wirken: »Irgendwie erscheint es mir ungerecht, dass Sie mich jedes Mal nach meinem Geburtstag fragen, ohne mir Ihren zu verraten.« Er erfuhr, dass sie Tori Amos und Sushi mochte. Und schließlich erfuhr er, dass sie auch geschieden war und einen fünfjährigen Sohn hatte.

»Kinder gehören zu den wenigen Dingen, die ich auf dieser Welt mag«, sagte Paul.

Jillian kicherte. »Sie sind schrecklich.« Paul schaute nervös zu dem Apotheker hinüber. Er wusste nie so recht, ob Jillians Kollegen ihre Gespräche mithörten.

»Ich war mal eins. Ein Kind, meine ich. Damals ging's mir so viel besser. Es ging bergauf.«

»Es könnte für Sie immer noch bergauf gehen.« Dieses Lächeln, dachte er. Vielleicht brauche ich gar nicht mehr. Es könnte für mich immer noch bergauf gehen.

Am liebsten hätte er über den Tresen gegriffen und sie einfach umarmt, sie mit Macht an sich gedrückt in ihrem hellblauen Diensthemd und das Plastik-Namensschild an ihrem Brustkorb auf seiner Brust gespürt. Doch so etwas machte man nicht.

Im Oktober bat Paul Jillian schließlich um ein Date. Sie sagte ja, und auch wenn er und Elena sich nicht trauten, es

laut auszusprechen, so waren doch beide der Ansicht, diese erste Verabredung könnte sie nach Jahren der Trauer, Enttäuschung und scheinbar endloser Krankheit endlich auf ganz andere Gedanken bringen.

In der Woche vor Pauls Date bemerkte Elena, dass er immer häufiger nach draußen ging, um zu rauchen.

»Wenn du so oft rauchen musst, weiß ich nicht, ob dieses Date wirklich das Richtige für uns war. Macht es dich nervös?«

»Ja. Tja – aufgeregt wäre wohl das passendere Wort. Ich empfinde eine gewisse Unruhe.«

»So geht es mir auch, seit du sie gebeten hast, mit dir auszugehen, auch wenn das eine gute Nachricht war. Du weißt ja, was mir einer meiner Ärzte gesagt hat – oder habe ich es in *Woman's World* gelesen?«

»Es stand in *Womans World*.«

»Da stand, die durch gute Nachrichten verursachte Aufregung ist für den Körper genauso belastend, wie wenn etwas Schlimmes passiert.«

»Das glaube ich«, sagte Paul und widerstand dem Impuls, ihr zu sagen, dass sie das im Laufe seines Lebens schon hundertmal erzählt hatte. Eine andere ihrer Lieblingsgeschichten war: »Ich weiß, dass es dir gerade schlimm vorkommt, aber du musst dir dein Leben als ein großes Bilanzbuch vorstellen, wo in einer Spalte all die guten und in der anderen Spalte die schlimmen Dinge stehen. Und wenn du dir diese Bilanz ansiehst, wirst du sehen, ob du's glaubst oder nicht, dass die gute Spalte deutlich länger ist als die schlechte.« Paul nickte dann und gab zu, das sie recht hatte, doch innerlich nahm er das Bilanzbuch, setzte es in Brand

und pinkelte lange und gründlich auf die Asche seines Lebens.

Bei all ihren gemeinsam durchlittenen Krankheiten lag da ihr Unterschied. Paul war Pessimist, aber Elena hatte den wahren Glauben – nicht unbedingt an Gottes großen Plan, aber den wahren Glauben an die eine Behauptung, die jede Mutter irgendwann und in jeder Sprache gegenüber den leidenden Söhnen der Welt geäußert hat: »Alles wird gut werden.«

Selbst in den finstersten Momenten ihrer Zusammenbrüche glaubte Elena, alles werde sich irgendwie wieder zum Guten wenden. Sie glaubte, als Mutter sei es ihre Pflicht, mit aller Macht dafür zu sorgen, dass es ihrem Sohn gutgehe, obwohl sich ihr nur selten die Gelegenheit dazu bot.

»Das Leben besteht aus Bergen und Tälern«, sagte sie auch gern und ergänzte: »Das haben mir meine Eltern immer gesagt. Und es sind mehr Berge als Täler.«

Die Tage vor Pauls Verabredung stellten einen solchen Berg dar. Es herrschte nicht gerade eitel Freude im Bockelman'schen Haushalt, aber es herrschte Übermut. Paul summte dann und wann ein paar Takte von Thelonius Monk oder Dave Brubeck. (Sein Vater hatte ihn mit Jazz großgezogen.) Schon als er noch ein Kind war, hatte Elena bemerkt, dass Paul summte, wenn er sich besonders wohl fühlte. Sie verriet ihm nie, dass ihr das aufgefallen war, weil sie befürchtete, dann würde er befangen werden und damit aufhören. Als sie ihn in dieser Woche summen hörte, hätte sie fast geweint, weil es schon so lange her war, dass sie dieses Geräusch gehört hatte. Doch er rührte immer noch kein Klavier an, der arme Kerl.

In dieser Woche floss Elena über vor hektischer Energie, die an Manie grenzte, wenigstens sah Paul das so. Sie blieb lange auf, um zu putzen, und er konnte sich nicht erinnern, dass das Haus seit dem Tod seines Dads so sauber gewesen war. Dann war da ihr, wie er es nannte, Gemecker: Wann lässt du dir die Haare schneiden? Such dir ein Hemd aus, das du tragen willst, damit ich es bügeln kann. Hast du im Restaurant einen Tisch reserviert? Lass mich am Vortag deine Schuhe wienern.

Das alles störte Paul zwar gewaltig, doch er freute sich auch, seine Mutter in einem anderen Zustand als depressiv zu erleben. Seit Jillians Zusage standen Paul und Elena zu vernünftigen Zeiten auf, und statt auf die Glotze zu starren, unterhielten sie sich vormittags.

»Wir sind beide hochsensible Menschen. Das ist mir bei unserem Telefonat klargeworden.«

»Klingt, als wärt ihr füreinander geschaffen.«

»Es könnte so oder so ausgehen. Es könnte toll oder auch eine Katastrophe werden.«

»Jetzt müssen wir nur erst mal dieses erste Date absolvieren. Und solange du einfach du selbst bist, kann nichts schiefgehen.«

»Das ist ein schlimmer Rat, Mutter.«

Elena lachte. »Wieso?«

»Ich kann mich selbst nicht leiden.«

»Sag so was nicht. Du weißt, wenn du das sagst, fährt es mir durch Mark und Bein.«

»Außerdem *kann* ich bei ihr nicht ich selbst sein. Unter uns gesagt, leider haben wir ihr den Eindruck vermittelt, ich wäre ein funktionierendes Mitglied der Gesellschaft.«

»Das bist du. Du gehst spazieren.«

Paul lachte sich schlapp, was dazu führte, dass Elena, die gerade eine Scheibe Brot in den Toaster steckte, auch ein wenig lachen musste.

»Nicht jetzt sofort, aber gib mir irgendwann heute die Hose, die du Freitag tragen willst, damit ich sie bügeln kann.«

»Meine Hose muss nicht gebügelt werden.«

»Ich hab sie seit einer halben Ewigkeit nicht mehr gebügelt.«

»Sie ist gut so.«

»Du brauchst die Falte in der Mitte.«

»Sie hat bereits eine Bügelfalte in der Mitte.«

Elena lachte. »Das sagst du nur, damit ich die Finger davon lasse.«

»Mom, niemand achtet auf die Hose eines Mannes! Heutzutage achtet keiner mehr auf irgendwas.«

»Aber Jillian vielleicht doch.«

»Warum?«

»Sie achtet womöglich auf Indizien dafür, dass es dir nicht gutgeht.«

»Wenn heutzutage ein Mann Bügelfalten in der Hose hat und sein Hemd perfekt gestärkt ist, bringt das vielleicht jemanden auf die Idee, es könnte *wirklich* etwas nicht mit ihm stimmen. Ich weiß, dass Dad an eurem ersten Date wahrscheinlich perfekt aussah, aber ... Nun, offenkundig bin ich nicht Dad. Ich bin ein Fiasko. Das kann ich ruhig zeigen.«

»Du bist kein Fiasko, aber wenn es dich so sehr stört, bügle ich deine Sachen eben nicht. Ich will doch nur helfen.«

»Du weißt doch, dass sie am Ende ohnehin absagt. Aber in Ordnung. Ich hol die blöde Hose.« In seiner schwarzen Hose und dem weißen Anzugshemd stapfte er los in sein Kinderzimmer.

Eine Stunde bevor Paul Jillian abholen sollte, bekam seine Mutter Brustschmerzen. Zuerst leugnete sie das, aber Paul hörte ein leichtes Stocken in ihrer Stimme, als hielte sie etwas davon ab, mit so viel Luft wie sonst zu sprechen.

»Wahrscheinlich liegt es daran, dass du im Keller mit all dem Zeug herumhantiert hast.«

»Nein. Ich hatte die Schmerzen schon vorher.«

»Wie lange hast du sie denn schon?!«

»Och, weiß ich nicht. Seit heute Morgen.«

»Hat unser Streit sie verursacht?«

»Nein.« Paul glaubte ihr nicht. Schuldgefühle überkamen ihn. An diesem Morgen hatte Elena verkündet, sie wolle ein paar alte Möbel und »hübsche Sachen« aus dem Keller nach oben holen, falls Paul irgendwann abends Jillian mit nach Hause bringen wolle. Paul erwiderte, er werde Jillian nicht mit nach Hause bringen und falls doch, sei das Haus in diesem Zustand gut genug. Das führte zu einem Streit, der sich hochschaukelte, bis Paul nachgab. Er und seine Mom trugen Arme voller Sachen die Kellertreppe rauf, vieles davon hatte Pauls Dad gehört.

»Ich sage ab«, verkündete Paul, während er im Wohnzimmer den Blutdruckmesser suchte.

»Neiiiin! Wage es nicht, dem Mädchen abzusagen.«

»Ich kann dich hier nicht so allein lassen!«

»Mir geht's gut.«

»Du weinst.«

»Gar nicht wahr.«

»Ich sehe eine Träne in deinem Augenwinkel. Kommt das von den Schmerzen?«

»Nein. Hier. Ich nehme eine Nitrotablette. Versprichst du mir jetzt, dass du deinen Abend wie geplant verbringen wirst?«

»Ich ...« Paul dachte gründlich darüber nach. Er wusste, dass Nitroglyzerin fast sofort wirkte, dennoch würde er warten und sich vergewissern müssen, dass seine Mutter wohlauf war. Er sollte Jillian in fünfundfünfzig Minuten abholen; falls er das Date absagte, musste das möglichst rasch geschehen.

Er brachte seiner Mom ein Glas Wasser und sagte: »Ich kann das nicht machen. Ich kann nicht weg. Wir verschieben den Termin einfach.«

»Paul, wenn du das tust, wird sie dich *hassen*. Du hast gesagt, sie musste für ihren Sohn extra einen Babysitter besorgen. Du *musst* sie treffen.«

»Nein. Es sollte einfach nicht sein.«

»Hör mir mal zu. Mir geht's gut. Du gehst jetzt duschen. Ich habe dir deine Handtücher hingelegt. Bitte. Wenn du mir helfen willst, dann tu, was ich sage. Wage es nicht, meinewegen abzusagen. Was glaubst du, wie ich mich dann fühlen würde?«

Schließlich traf Paul genau rechtzeitig um halb sechs Uhr abends vor Jillians Wohnung ein. Als sie die Tür öffnete, sah er sie zum ersten Mal in etwas anderem als ihrer Dienstkleidung. Ihm gefiel, was er sah: eine weiße Rüschenbluse,

einen Faltenrock und den Bob, dessentwegen er am liebsten ihren Kopf in beide Hände genommen hätte. Ihn überkam die beste, erlesenste Sorte Nervosität.

»Keine Bange«, sagte er ihr. »Ehe du dich's versiehst, ist das alles vorbei.«

Sie lachte und tätschelte seine Schulter, woraufhin ihn ein Schauer durchfuhr. Sie gingen zu seinem Wagen, den er zum ersten Mal seit seiner Scheidung gewaschen hatte.

Um Viertel vor sechs hörte Elena, die inzwischen im Bett lag, dass sich vor dem Haus etwas rührte. »Mom, bist du angezogen?«

»Ja! Was machst du hier?!«

»Ich habe jemanden mitgebracht.«

Im Eiltempo warf sich Elena in einen Hosenanzug mit Blümchenmuster und ging dann langsam durch den Flur in Richtung Wohnzimmer. Sie hörte Jillian fragen: »Ist das dein Dad?«

»Ja.«

»Was für ein gutaussehender Mann.«

Als Elena das Wohnzimmer betrat, betrachtete Jillian gerade die Fotos auf dem Kaminsims und stellte sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Paul lächelte. Elena lächelte auch. Es war so lange her, dass jemand zu Besuch gekommen war. Und da war Jillian, dachte Elena, und tat genau das, was sie tun sollte: Sie bewunderte die Familienfotos auf dem Kaminsims.

»Ach hallo, Jillian!«

»Hallo! Wie geht's Ihnen?« Jillians Quirligkeit versetzte Elena sofort in bessere Stimmung.

»Gut! Und Ihnen?«

»Ich habe ihr von deinen Brustschmerzen erzählt«, sagte Paul. »Echt, wie geht's dir?«

»Gut! Ehrlich. Mir geht's gut.«

»Wir haben es besprochen und beschlossen, einfach hier-zubleiben und eine Pizza zu bestellen.«

»Heißt das ... meinetwegen?«

»Nur für alle Fälle«, sagte Paul. »Es war übrigens Jillians Idee.«

»Oh, das ist wirklich lieb von euch, aber ich fühle mich gut. Ihr könnt ruhig ausgehen. Ich würde mich schrecklich fühlen, wenn ich wüsste, dass ich euch den Abend verdorben habe.«

»Den haben Sie uns keineswegs verdorben«, sagte Jillian, ein Muster an Aufrichtigkeit. »Ich habe Paul erzählt, wie nervös ich in Restaurants werde. Ich würde genauso gern hier essen.«

»Genau so ist er auch.«

»Und mit Brustschmerzen ist nicht zu spaßen«, ergänzte Jillian.

»Oh, die habe ich andauernd«, sagte Elena.

»Ach ja?«, sagte Paul.

»Geht bitte aus.«

»Wir gehen nirgendwohin.«

»Nun, wenn ihr hierbleibt, lasse ich euch nicht Pizza essen. Ich habe zwei Steaks, die ich euch zubereiten kann.«

»Nein, Mutter. Du legst dich jetzt hin, und ich komme vorbei und sehe hin und wieder nach dir.«

»Nein. Ich mache die Steaks, und dann lasse ich euch in Ruhe. Ihr werdet von mir keinen Mucks hören.«

»Du brauchst nicht zu kochen.«

»Nein, wirklich, Mrs. Bockelman.«

»Nein. Das ist meine Schuld. Ich kann euch wenigstens euer gemütliches Abendessen retten.«

Elena ging Richtung Küche.

»Mom, bitte.«

»Wie mögen Sie Ihr Fleisch, Jillian?«

»Äh –«

»Wenn du das tust, machst du den Zweck unseres Kommens zunichte.«

»Weißt du, wie einfach es ist, ein Steak zu braten? Lass mich das bitte machen. Ich habe Mais und diese Brötchen, die du magst.« Elena entnahm dem Kühlschrank bereits Lebensmittel.

»Ich fasse es nicht«, sagte Paul. »Hier. Lass mich das machen.«

»Du brätst das falsch.« Paul und Jillian lachten.

»Vielen Dank auch.«

»Du weißt genau, dass ich das nur so sage. Lass mich das für euch tun.«

»Nein«, sagte Paul. »Hör jetzt auf.« Er blickte von seiner Mom zu Jillian und wieder zu seiner Mom und wusste offensichtlich nicht, was er sagen sollte. »Das ist –«

»Du zeigst Jillian in der Zwischenzeit das Haus«, sagte Elena und zog ein paar Steaks aus dem Kühlschrank.

»Nein. Hör damit auf.«

»Doch, führ sie rum, sofort.«

»Nein.«

Während sich seine Mutter in den Kühlschrank beugte, sah Paul hilflos Jillian an, die lächelnd die Augen verdrehte,

was ihn störte, und ehe er wusste, was er sagte, fuhr er sie an: »Na, sie will uns *wirklich* helfen.«

»Das weiß ich doch«, sagte Jillian, die nicht mehr lächelte. »Ich will ihr nur keine Umstände machen.«

»Klar«, sagte Paul, der immer zappelig wurde. »Ja. Tut mir leid. Ich, äh ...«

»Er ist ein guter Junge, Jillian.« Paul, dem zweiundvierzigjährigen Jungen, war das sichtlich peinlich. »Will mir nie zur Last fallen. Aber ich will nicht schuld daran sein, dass euer Essen ruiniert ist.«

»Inzwischen ist es tatsächlich schon ziemlich ruiniert.«

»Paul«, mahnte Jillian. »Es ist nicht ruiniert.«

»Siehst du, es ist nicht ruiniert«, sagte Elena. »Warum gehst du nicht eine Zigarette rauchen?«

»Es tut mir leid«, sagte Paul. »Es tut mir leid, dass ich das gesagt habe. Mom, du bringst mich nur so –«

»Es tut mir auch leid«, sagte Elena. »Zeig ihr das Haus. Oh – warum spielst du nicht etwas auf dem Klavier?«

»Du weißt doch, dass ich nicht mehr *spiele*. Warum schlägst du so was überhaupt vor? Willst du mich absichtlich *ärgern*?«

»Vielleicht sollten wir das ein andermal machen«, sagte Jillian.

»O Gott«, sagte Paul. »Jetzt will sie gehen. Siehst du, was passiert, wenn wir andere Leute in unsere Probleme mit reinziehen, Mom? Wir vergraulen sie.« Paul lachte nervös.

»Ich will nur keine Probleme machen«, sagte Jillian und umklammerte ihre Handtasche.

»Das tun Sie nicht, Liebes. Er wird nur so nervös.«

»Oh, das kenne ich auch von mir«, sagte Jillian.

»Siehst du. Das kennt sie von sich. Wir gleichen uns wie ein Ei dem anderen.«

»Aber wenigstens hat sie Arbeit«, sagte Paul und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, sagte Jillian. »Du findest bestimmt einen Job.«

»Ich hab nicht mal gesucht. Als erwachsener Mann funktioniere ich nicht, und mehr gibt's dazu nicht zu sagen. Doch die gute Nachricht ist, seit du und ich, nun ja, etwas füreinander empfinden, spüre ich, wie ein Teil meiner Kraft zurückkommt und ich das Gefühl habe, wieder losziehen und arbeiten zu können.«

»Das ist ja toll«, sagte Jillian, doch es klang nicht ehrlich.

»Ein größeres Kompliment kann ich dir nicht machen. Verstehst du, wie ich das meine?«

»Ja.«

»Ich will damit sagen, du sorgst dafür, dass ich wieder funktionieren will.«

»Das ist lieb.«

»Ja. Du wusstest nicht, dass du dich mit einem romantischen Mistkerl eingelassen hast, oder? Du sorgst dafür, dass ich wieder funktionieren will.« Wieder lachte er nervös. Elena und Jillian lächelten ihn an. »Ich gehe wohl jetzt doch mal rauchen. Nein. Ich werde jetzt Klavier spielen.«

Jillian folgte Paul und stand irritiert lächelnd an seiner Seite, während er den Klavierdeckel hochklappte und auf dem Schemel Platz nahm.

»Das ist eine Eigenkomposition von mir. Als ich jung war, habe ich noch Musik geschrieben.«

Und eine Weile machte er alles richtig. Man hätte nie geglaubt, dass er seit über zwei Jahren keine Note mehr gespielt hatte. Es war eine bittersüße Melodie, und er spielte sie voller Anmut, seine Finger so tüchtig wie die Hände jedes arbeitenden Mannes. Bis er einen falschen Akkord anschlug.

Er hieb mit der Faust dreimal auf das eingestrichene C und die Tasten drum herum.

»Paul?«, rief Elena fragend aus der Küche, während die Steaks brutzelten.

»Tut mir leid«, sagte Paul und schaute zu Jillian auf.

»Aber nein. Spiel einfach weiter, wenn du willst.«

»Siehst du, womit du's hier zu tun hast? Siehst du, wie sehr mir die Medikamente helfen, die du mir gibst?«

»Das tut mir leid.«

»Nein. Mir tut es leid. Ich dachte, ich wäre so weit. Es ist drei Jahre her. Dass ich gespielt habe, meine ich.«

Jillian nickte. Sie wirkte so traurig. »Wenigstens hast du es versucht.«

»Ja. Wenigstens habe ich es versucht. Entschuldige mich. Ich muss jetzt eine rauchen.«

Zehn Minuten nachdem sie gegessen hatten, sagte Jillian, sie sollte jetzt wohl gehen. Sie sagte, womöglich brauche ihr Sohn sie.

»Kann ich auch eine haben?«

»Eine von denen?«, fragte Paul und hielt seine Schachtel Salems hoch.

»Ja.«

Paul lachte.

»Du musst sie mir anzünden, weil meine Arthritis so schlimm ist.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja. Warum denn nicht?«

Paul steckte sich zwei Zigaretten in den Mund und zündete beide an. Er reichte ihr die Zigarette.

»Was hat dich denn dabei geritten?«

»Wollte nur mal sehen, wieso so ein Aufhebens darum gemacht wird. Hatte keine mehr seit den ersten Dates von deinem Daddy und mir.« Sie nahm einen Zug und hustete.

»Hast du was von ihr gehört?«

»Nein. Es ist aus. Wir müssen die Apotheke wechseln.«

»Oh, ich schätze mal, dass du wieder von ihr hören wirst.«

»Nein, Mom. Es ist vorbei. Sie ruft mich nicht zurück. Ich habe ihr sogar einen Brief geschrieben. Keine Antwort.«

»Blöde Kuh.«

»Ich kriege keine mehr ab.«

Elena schwieg.

»Ich habe nur solche Schuldgefühle, weil ich *dich* enttäuscht habe«, sagte Paul. »Ich weiß, wie viel dir das bedeutet, dass ich eine Partnerin finde.«

»Du hast mich nicht enttäuscht. *Ich* fühle mich schuldig, weil ich dein Date versaut habe.«

»Das stand von Anfang an unter keinem guten Stern. Ich glaube, ihr Entschluss stand von vornherein fest. Und wer kann es ihr verübeln, bei den Unmengen an Medikamenten, die ich bei ihr kaufe? Manchmal glaube ich, ich sollte hierbei bleiben und alles andere sein lassen.« Er hielt seine Zigarette hoch.

»Aber du weißt ja nicht, wie viel schlimmer dein Zustand *ohne* deine Arzneien wäre.«

»Das sagst du ja immer. Beim letzten Termin bei meiner Psychiaterin habe ich sie gefragt, was sie davon hielte, wenn ich meine gesamten Medikamente absetzen würde, und sie sagte genau das Gleiche wie du eben. Mein Therapeut war derselben Ansicht, und normalerweise sind die nie einer Meinung.« Mutter und Sohn atmeten genau im selben Moment den Rauch aus. »Da fällt mir ein: Mein Therapeut vertrat die Theorie, dass – nun, keine Ahnung, ob da irgendwas dran ist, aber es fehlte nicht viel, und ich hätte in seinem Sprechzimmer auf der Stelle losgeheult.«

»Echt? Was hat er gesagt?«

»Wir kamen auf Daddy zu sprechen, und er sagte, er habe bei vielen seiner Patienten erlebt, die ein Trauma erlitten haben, an dem ein Elternteil beteiligt war, dass der Sohn oder die Tochter *beschließen* zu versagen oder *beschließen* zu leiden, weil sie sich so dem Elternteil näher fühlen können. Er meint damit, dass alles, was ich durchgemacht habe – all die seelischen Qualen, das ganze ... *Elend*, das ich im letzten Jahr durchgemacht habe, dass mein Unterbewusstsein auf diese Weise sagen will: ›Ich bin bei dir, Dad. Du musstest so leiden, daher leide ich jetzt auch. Ich bin bei *dir*, Dad.«

»Was haben seine Patienten unternommen, um darüber hinwegzukommen?«

»Das habe ich ihn nicht gefragt.«

Als sie ihre Zigaretten aufgeraucht hatten, ließ sich Elena noch eine geben. Paul zündete noch zwei an.

Passanten in den Berneray Estates sahen regelmäßig eine

ältere Frau und einen Mann in mittleren Jahren auf dem Rasen vor dem Haus Zigaretten rauchen. »Sie sind immer so hübsch gekleidet«, sagten die Leute dann. Manchmal stand die Frau draußen und rauchte, auch ohne den Mann.

MARTIN SUTER

## Lobsigers Schicksalsabend

**K**urz vor vier erhält Lobsiger den Anruf, auf den er seit fast einem Jahr gewartet hat. »Falls Sie und Ihre Frau am Freitag nichts vorhaben«, sagt Klopfssteins Stimme, »wir machen eine kleine Einladung und würden uns freuen, wenn Sie dabeisein könnten.«

Als er auflegt, stößt Lobsiger, der sonst ein eher zurückhaltender Typ ist, ein lautes »Hossa!« aus. Die Privateinladung bei Klopfsstein bedeutet, daß er in der engsten Wahl für die Gebietsleitung ist. Wenn er diese Hürde nimmt, ist die Sache geritzt.

Isabelles Reaktion ist weniger euphorisch. »Und was, bittesehr, soll ich anziehen?« ist ihre erste Frage, nachdem sie die sensationelle Neuigkeit – auf seinen Wunsch sitzend – erfahren hat. Vielleicht hätte er nicht sagen sollen: »Du wirst doch irgend etwas anzuziehen haben.« Und sie vielleicht nicht: »Irgend etwas schon, ich dachte nur, es sei wichtig.« Jedenfalls ist von jetzt an der Wurm drin. Da nützt es auch nichts, daß sie sich vor dem Einschlafen zu einem »Du, das mit der Einladung bei Klopfssteins ist wirklich super« aufrafft. Er weiß: Die Sache ist ab jetzt negativ besetzt.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß Klopfssteins Frau ein gewichtiges Wort mitzureden hat, wenn es um die Beset-

zung von oberen Kaderstellen geht. Die Privateinladung, so geht das interne Gerücht, diene einzig der Begutachtung des Kandidaten und seines Ehepartners. Lobsiger ist zwar nicht überzeugt, daß das stimmt, aber um ganz sicherzugehen, flicht er eine Andeutung in dieser Richtung in die Frühstücksunterhaltung mit Isabelle ein. Das hätte er besser bleiben lassen. Von nun an tönt es nur noch: »Glaubst du, Frau Klopstein findet Chanel 19 nicht zu aufdringlich?« Und: »Geht das, oder ist es für Frau Klopstein zu tief ausgeschnitten?«

Lobsiger, der nach elf Jahren Ehe ein Liedchen von Isabelles Unberechenbarkeit singen kann, hält sich zurück.

Aber auch er besitzt Nerven. Besonders eine Stunde vor dem vielleicht wichtigsten Abend seines Lebens. Als Isabelle die Nase fertig gepudert hat und fragt: »Geht es so, oder muß ich sie mir operieren lassen?«, rastet er aus und brüllt: »Den ganzen Kopf solltest du dir operieren lassen!«

Isabelle faßt sich mit beiden Händen an den Kopf und verstrubbelt für 214 Franken plus Trinkgeld Waschen-Schneiden-Tönen-Stylen. »Besser so?« fragt sie, und ihre Augen blitzen haßerfüllt unter den irreparablen Schäden ihrer Frisur.

Zum ersten Mal versteht Lobsiger, daß es Männer gibt, die ihre Frauen umbringen. Er holt mit der Linken weit aus und schaut auf seine Armbanduhr. »Ich gebe dir genau zehn Minuten, um das wieder in Ordnung zu bringen«, befiehlt er schneidend.

»Sonst?« fragt Isabelle und verschränkt die Arme vor ihrem neuen 1840-Franken-Gucci, dessen Ausschnitt in die-

ser Pose Frau Klopstein tatsächlich etwas tief vorkommen dürfte.

Einen Moment starrt Lobsiger sprachlos in Isabelles Décolleté wie in den Abgrund seines Karriereendes. Dann sagt er, so vernünftig wie möglich: »Ach komm, Isabelle, so kannst du doch nicht gehen.«

»Wer sagt denn, daß ich gehe ... ?«

\*

Lobsigers Ehe hat schon manche Krise durchgemacht in den elf Jahren ihres Bestehens. Da war die Sache mit den Seychellen, als Lobsiger Isabelle mit der Idee überraschte, zwei Wochen auf einer Trauminsel zu verbringen, und ihr verheimlichte, daß Mauri vom Controlling auch dort sein würde. Dann der Jubiläumsball, an dem Isabelle den ganzen Abend wie ein Sahnetörtchen in zweitausend Franken Tüll auf einem unbequemen Stuhl am Direktionstisch saß und zuschaute, wie Lobsiger Herrn Dr. Kernig Gesellschaft leistete (dem senilen Kernig in den Arsch kroch), weil dieser nicht tanzte. Und dann war da natürlich noch Lobsigers toupiertes Gift, wie Isabelle Frau Arrigoni noch immer nennt, obwohl er außer einem DNS-Profil praktisch jeden Entlastungsbeweis beigebracht hat.

Aber keine dieser Krisen besaß auch nur annähernd die apokalyptische Dimension von dieser. Achtzehn Minuten bevor sie bei Klopsteins zum Überspringen der letzten Hürde des Gebietsleitungs-Parcours erwartet werden, verweigert Isabelle. Die Haare stehen ihr in von Gelspray verklebten Büscheln vom Kopf, die Pumps (»Gehen die, oder

findet sie Frau Klopstein vielleicht zu nuttig?«) hat sie weggekickt, und jetzt beginnt sie einen Wattebausch mit Démaquillage zu tränken, in der Absicht, sich ein Dreiviertelstunden-Make-up in drei Minuten vom Gesicht zu schmieren.

Lobsiger packt sie bei den Handgelenken und stammelt: »Und was sag ich Klopsteins?«

»Sag ihnen doch einfach, mir sei nicht gut.«

»Wenn es dir so schlecht geht, daß du nicht einmal zu Klopsteins kannst, dann müßte ich doch korrekterweise auch zu Hause bleiben.«

»Dann geh halt auch nicht.«

Statt einer Antwort verdreht Lobsiger die Augen, daß ihn die Augäpfel schmerzen.

»Dann sag halt, ich sei tot. Herzschlag. Vor Freude über die Einladung.«

Lobsiger erwägt kurz, sich rückwärts fallen zu lassen und in voller Länge hinzuschlagen. Aber er begnügt sich dann doch damit, Isabelles Handgelenke ein wenig zu schütteln.

»Wenn du nicht sofort losläßt, schreie ich!« schreit Isabelle.

Lobsiger läßt augenblicklich los. »Okay. Können wir jetzt?«

Isabelle seufzt und schüttelt den Kopf. »Begreif endlich, ich komme nicht mit.«

Kopfschütteln kann Lobsiger auch. »Begreif du endlich, es geht um unsere Zukunft.«

Sie stehen sich gegenüber und schütteln den Kopf und schütteln den Kopf, bis Isabelle schließlich sagt: »Es geht um *deine* Zukunft. *Ich* lasse mich scheiden.«

Jetzt kommt Lobsigers beachtliches taktisches Geschick zum Tragen. Ohne lange zu überlegen, sagt er: »Und wieviel Alimente kann ich dir bezahlen, wenn ich den Gebietsleiter nicht bekomme?«

Isabelle legt den Wattebausch auf den Schminktisch und überlegt. Schließlich sagt sie: »Aber sobald du Gebietsleiter bist, lassen wir uns scheiden, abgemacht?«

»Abgemacht«, antwortet Lobsiger und gibt Isabelle einen Kuß.

\*

Obwohl sie inzwischen vierzehn Minuten verspätet sind, hält sich Lobsiger auf der Fahrt zu Klopfssteins gewissenhaft an die Verkehrsvorschriften. Er will den Waffenstillstand nicht gefährden, sein Fahrstil gab auch schon in weniger vorbelasteten Situationen Anlaß zu grundsätzlichen Ehekrächen. Aber als er vor einer Ampel, die gerade auf Gelb gewechselt hat, vom Gas geht, ruft Isabelle: »Das schaffst du noch, mein Gott, du fährst doch sonst nicht so memmenhaft!«

Lobsiger räubert praktisch bei Rot über die Kreuzung und wirft Isabelle einen verstohlenen Blick zu. Daß seine Frau durch die Aussicht auf Scheidung dermaßen motiviert ist, irritiert ihn nun doch ein wenig. »Wir werden sowieso die ersten sein«, sagt er. Ein Satz, mit dem sonst sie ihn zur Weißglut bringt.

Isabelle reagiert nicht. Sie hat die Sonnenblende heruntergeklappt und mustert sich im Beifahrerspiegel. Sie hat in den wenigen Minuten, die ihr für die unlösbar scheinende

Aufgabe geblieben sind, ihre Frisur zu retten, wahre Wunder vollbracht: die Haare geduscht und naß mit Gel zurückgekämmt. Lobsiger findet, es sehe fast besser aus als vorher, hütet sich aber, es laut zu sagen.

Vor Klopfssteins Haus stehen ein paar Autos, von denen Lobsiger zwei kennt: Kindlers Alfa und Wermüllers BMW. Oberste Führungsebene. Er holt tief Luft, parkt seinen Volvo, steigt aus und nimmt den Blumenstrauß vom Rücksitz. Isabelle bleibt sitzen. Er öffnet ihre Tür und fragt: »Was ist jetzt schon wieder?«

Sie reicht ihm die Hand und läßt sich mit einem anmutigen Lächeln aus dem Wagen helfen. »Könnte ja sein, daß sie uns schon vom Fenster aus beobachten«, raunt sie ihm zu.

Arm in Arm gehen Lobsigers den Plattenweg zu Klopfssteins Hauseingang hinauf. Bevor er auf die Klingel drückt, zischt sie: »Damit das klar ist: Du bekommst die Gebietsleitung und ich die Scheidung.«

Von da an mimt Isabelle Lobsiger die liebende Gattin. Als Klopfsstein die Tür öffnet, läßt sie sich dabei ertappen, wie sie ein letztes Mal den Sitz von Lobsigers Krawatte prüft. Während der Vorstellungstour durch den Stehcocktail sucht sie immer wieder seine Hand. Sie füttert ihn neckisch mit Käse-Blätterteig-Gebäck. Und obwohl sie mit den hohen Absätzen praktisch gleich groß ist wie er, schafft sie es, immer wenn er spricht, bewundernd zu ihm hinaufzuschauen – wie Nancy Reagan zu ihrem Ronnie während der Vereidigung.

Als die Tischordnung von Frau Klopfsstein sie auseinanderreißt, sucht Isabelle immer wieder Lobsigers Blick und

schickt ihm verstohlene Küßchen über die Gemüseterrine. Und beim Kaffee weiß sie es einzurichten, daß sie neben ihn auf das Sofa zu sitzen kommt. Und ihre Hand auf sein Knie zu liegen.

»Und?« fragt Klopstein seine Frau, als sie schließlich dem Ehepaar Lobsiger nachschauen, wie es eng umschlungen den Weg zum Gartentor hinunterschlendert.

Mit einem wehmütigen Lächeln antwortet sie: »Der Streß der Gebietsleitung wäre das Ende dieser schönen Beziehung.«